

ein Vertrauen, auch eine neue Sicherheit des Umgangs. Allerdings wollen wir nicht so weit gehen zu behaupten, all dies ginge so bald vor sich, dass wir schon morgen auf alle Schlüssel verzichten könnten – dieses Symbol von Besitz, Gier nach Gewinn und Angst vor Verlust!

Der Rest ist Übung, könnte man sagen, und es dabei belassen, wenn das nicht allzu abstrakt bliebe. Deshalb werde ich versuchen, von Fall zu Fall im Verlauf dieser Reise zu zeigen, wie die neue Auffassung lebendig werden kann.

Vorab, und damit man immer diese Seite des Buches sich vor Augen halten kann, noch einmal die „Theorie“ in Form von Thesen, eine beliebte sinnstiftende Tradition des Abendlandes übrigen.

1. Jede Handlung ist sinnhafte Handlung, sie schöpft den Sinn in und aus der konkreten Situation.
2. Im Zweifelsfall gilt es sich über den Sinn zu verständigen – *dass* Sinn gestiftet werden kann, soll nicht bestritten werden.
3. Hierbei bedienen wir uns der Sprache, wobei wir uns daran erinnern, dass das Wort nicht die Sache ist (Korzybski).
4. Dabei zeigt sich: Wir objektivieren den Sinn gewöhnlich in Systemen, als Ergebnis von Strukturanalyse und – synthese (mentale Ebene).
5. Dabei bleiben große Bereiche der „Welt“ unberücksichtigt. Dies geschieht aus Gründen der Zweckmäßigkeit. Die ausgesparten Bereiche fallen leicht dem Vergessen bzw. der Verdrängung anheim, wenn sie nicht zu Gegenständen der Wissenschaft oder anderer Traditionspflege werden.
6. Die aus dieser Kybernetik resultierende Verarmung unseres Weltbezugs wird heute immer deutlicher als Mangel spürbar. Der aber kann ins Bewusstsein gehoben werden, und dann kann der ursprüngliche Reichtum sich wieder zeigen. Eben dies tun seit alters her die Dichter.
7. Dazu bedarf es der Symbole, welche die ursprüngliche Sinnggebung begleiteten und die danach, wenn auch unverstanden, übrig bleiben (mythische Ebene). In ihnen manifestiert sich nach unserer Auffassung ein *Rest*, der von der Systembildung ausgeschlossen wurde.
8. Die Symbole erschließen sich aber erst in der Beziehung, und auch dabei bleibt stets ein Rest, der als Möglichkeit gewahrt werden sollte.
9. Die Bedeutung dieser *Reste* ist groß: Sie sind Symbole des Schöpferischen schlechthin.
10. Lernen wir so Systeme und Symbole zu wahren, d.h. hinsichtlich ihrer Geschichte, ihrer Wirkungen und Bedeutungen wahrzunehmen und die Ergebnisse dieser neuen Übung den Benutzern dieser Begriffe wahrzugeben (*ein neues Wort*), so entsteht ein neues, ein Integrales

Bewusstsein, wie schon angedeutet, das als individuelle Struktur lebendig wird und dann eine neue Kultur stiften kann.

11. Dazu müssen wir allerdings auch unsere Leiber neu wahrnehmen lernen, die sich mit eigenen Regungen äußern. Dieser Ebene entspricht bei Gebser die magische Struktur – ihre Realisierungsform ist die Symbiose. Also muss auch die Symbiose gewahrt werden als Ausdruck der Tatsache, dass wir alle in *einer Welt* leben und dass es kein „Aussteigen“ gibt.

12. Auch dies ist nicht das letzte Wort – auch hier bleibt ein Rest.

Uff, uff, klingt es in mir nach oder auch „hough, ich habe gesprochen“, wie die Indianer zu sagen pflegten, aber nicht diejenigen Karl Mays und auch nicht die Friedrich Steubens, dessen Held *Tecumseh* meine Kindheit prägte, aber wer dann? Mit dieser Frage hat sich Robert M. Pirsig in seinem zweiten Buch auseinandergesetzt, auf den hier noch einmal verwiesen werden soll⁴⁰. Für heute aber ist es genug, denn morgen geht es auf den ersten Sprung, den nach Anholt in der Mitte des Kattegats. Die VERA ist gut ausgerüstet, Proviant, Wasser und Diesel sind nachgefüllt, Segel und Schoten in gutem Zustand, der Mannschaft ist es etwas bänglich zumute, aber da der Wetterbericht Westwind von Stärke 4 – 5 angesagt hat, gibt es keine Befürchtung deswegen. Karin meint aber, dass gerade diese besondere Bewegung bei achterlichem Wind besonders unangenehm sei, das Stampfen mache ihr weniger aus. Der Sohn, dessen Sinnggebung es war und ist, mit uns zusammen zu sein, meint nur, auf der Bank liegend würde er das schon überstehen, mehr dürfe ich nicht erwarten. Da ich nun guten Mutes bin, dass auch er im Notfall „seinen Mann stehen wird“, legen wir uns schlafen; Vizeeuropameister ist auch ganz schön, denke ich noch gähnend, dann fallen mir die Augen zu.

5. Kapitel: Über das Kattegat in die westschwedischen Schären.

Vom Wahrnehmen und Wahrgeben und vom Sich Wandeln.

Am nächsten Morgen frühstücken wir in Ruhe, dann machen wir das Boot seeklar und legen schließlich ab; der Wind bläst frisch aus West, deshalb setzen wir das Großsegel mit einem Reff – wir rollen es einfach nicht ganz aus dem Baum heraus und setzen dann die Genua dazu; dieses Vorsegel auf dem äußeren Vorstag wird dazu ebenfalls ausgerollt. Das besorgt der Wind ganz allein, und bald segeln wir mit guter Fahrt nach Nordost. Nun beginnt eine ruhige Zeit für mich am Steuerrad, denn Sohn und Ehefrau haben es sich auf den Bänken bequem gemacht. Der Himmel, von leichten Wolken bedeckt, ist unfassbar hoch, die See weit. Kleine Wellen begleiten uns, die ersten Schaumkronen zeigen sich, VERA beginnt sich zu wiegen. So geht es Stunde um Stunde, und erst am frühen Nachmittag zeigt sich Anholt, zuerst als feiner Strich am Horizont, dann deutlicher. In unseren Bordrechner, den Global Positioning Satellite Empfänger, hatte ich die Koordinaten des „Wegepunktes“ vor Anholt eingegeben, und nun hat er mir unermüdlich und genau gezeigt, wie zu steuern sei. Die Verwöhnung durch dieses technische Mittel ist beträchtlich. Man vergisst schließlich sogar, die errechneten Positionen regelmäßig aufzuschreiben. Fiele die Technik aus, wäre man auf den „gegissten“, d.h. auf Deutsch den „gerateten“ Standort angewiesen, der keineswegs so sicher wäre.

Schließlich laufen wir mit dem Großsegel in die enge Hafeneinfahrt ein, die sich zu einem runden äußeren Becken öffnet; von dort geht es nach innen, wo wir das Großsegel einrollen und uns nach einem Liegeplatz umsehen. Parallel zu den beiden Stegen gibt es rote Bojen mit „Augen“, in die man Leinen einpicken kann. Diesmal drehen wir gegen den Wind auf eine der Bojen zu, fädeln den Stahlhaken ein und lassen uns an der Leine zurück auf den Steg treiben. So liegen wir mit dem Bug im Wind und können über das Heck bequem auf den Steg gelangen – eine Wohltat für die alten und schon etwas steifen Knie. Wir waren ja recht früh im Hafen und können nun bei Kaffee und Kuchen zuschauen, wie immer neue Yachten kommen und anlegen; die einen laut, die anderen leise, die einen mit dem Heck an den Bojen, andere mit eigenem Anker, sodass bald ein ganzes Gewirr von Leinen ausgespannt ist.

„Wie wollen wir denn morgen hinauskommen?“, das fragt sich Karin. „Aber morgen ist erst einmal wieder ein Hafentag angesagt“, halte ich dagegen.

Dann bummeln wir durch den Hafen und ich erzähle, wie wir – es war eine gemischte Mannschaft aus Kieler Vereinskameraden und den neuen Freunden aus Oldenburg – vor Jahren mit der „Peter von Danzig“ gegen harten Westwind aus der engen Einfahrt hinauskreuzen mussten. Beim ersten Anlauf hatte ich nicht genug Fahrt, deshalb drehte ich das Schiff noch einmal im Kreis und steuerte es dann ganz dicht unter der Nordmole entlang, bis wir durch die Enge gegen den Wind hinaus „aufschießen“ konnten, was der „Peter“ auch brav tat, um sich

dann mit der Restfahrt auf Backbordbug zu legen und neue Fahrt aufzunehmen. Noch im Nachhinein spüre ich einen Schatten der damaligen Anspannung. Der **Sinn** der damaligen Fahrt? Ich wollte in Oldenburg einen Akademischen Seglerverein nach Kieler, Berliner, Münchener, Hamburger und Aachener Vorbild gründen, hatte aber nicht bedacht, dass an der jungen „linken“ Reformuniversität ein solcher Gedanke mit dem Hintergrund einer „studentischen Vereinigung nach dem Lebensprinzip“ nicht etwa verpönt, sondern schlicht undenkbar war. Dabei sollte das Clubschiff „Wappen von Oldenburg“ heißen, in Wilhelmshaven liegen und mit dem „Peter von Danzig“ um die Wette segeln. Zwanzig Jahre später, also etwa 1995, wäre das wohl möglich gewesen, aber da hatte ich andere Pläne – und andere Sorgen (und schon das zweite eigene Boot, mit dem ich das Wattenmeer entdeckte). Das **Symbol** der Zusammengehörigkeit in einem Verein ist bekanntlich die Vereinsfahne, die in Ehren gehalten wird wie auch die Bundesflagge, die gemäß den Yachtgebräuchen morgens gesetzt und abends eingeholt wird, übrigens zusammen mit der (kleineren) Flagge des besuchten Landes, die man an Steuerbord, also auf der „vornehmen“ Seite setzt – für diesen Zweck müsste dann der Vereinsstander nach Backbord unter die Saling ausweichen. Der Bescheidenheit zuliebe, aber wohl auch, weil es so bequemer ist, wird der Vereinsstander im Frühling sogleich unter die Backbordsaling gesetzt. Der Sinn dieser Stander-Symbolik ist ja, dass damit Zeichen der Zusammengehörigkeit gesetzt werden, Hinweise auf eine soziale Kostbarkeit gleichsam, aber eben auch Abgrenzung gegen andere. Das freudige Gefühl, das den Atem höher gehen lässt, wenn morgens die Gastflagge gesetzt wird, ist der **Beitrag unseres Leibes** – er will geachtet werden, auch wenn ein Lächeln das Gefühl begleitet und der Verstand uns sagt, dass die Zeiten vorbei sind, da für eine Fahne gestorben wurde. Dass immer noch gestorben wird beim Kampf um die eigene und sogar die fremde Freiheit, davon erfahren wir täglich in den Medien, und dass dieser Kampf eine sinnvolle Handlung ist, leuchtet uns ein. Slogans wie „wir verteidigen unsere Freiheit am Hindukusch“ klingen verblasen, umhüllen aber einen wahren Kern, einen immer noch wirksamen Sinn. Übrigens kann man die raffinierte Verwendung von Symbolen, Sinnbehauptungen und einer von der versammelten Masse ausgehenden „Symbiotik“ in diesen Tagen nirgends besser studieren als auf den Veranstaltungen der beiden großen amerikanischen Parteien! Das sind Inszenierungen der Macht (und für den Machterhalt bzw. –gewinn), die dann über die Medien weitere Millionen erreichen. Die Ironie des Schicksals will es, dass zur gleichen Zeit eine Naturgewalt nach der andern als Hurrikan aus der Karibik heranzieht. Und wieder sitzen vor den Fernsehgeräten Millionen, die doch auch ein bisschen enttäuscht sind, wenn die ganz große Katastrophe ausbleibt. In jedem von uns ist eben auch ein „Zerstörer“ lebendig, worauf nach dem Krieg Kurt Kusenberg humorvoll hinwies⁴¹.

Die hier beschriebenen Wahrnehmungen sind die eine Seite der Übung, sie ist uns vertraut genug, bedarf eines offenen Auges und ei-

nes wachen Verstandes, der sich nicht von Inszenierungen beeindrucken und nicht von Manipulationen täuschen lässt.

Wie aber steht es mit dem *Wahrgeben*? Was ist das überhaupt für ein neues Wort? Als Wortschöpfung Gebasers⁴² kennzeichnet es die andere Seite der Übung eines Integralen Bewusstseins, nämlich eine Gabe, ein Geben. Das setzt den Andern voraus, für den diese Gabe gedacht ist in der Hoffnung, dass er sie anzunehmen weiß. Es ist ja nicht weniger als die *Wahrheit*, die hier gegeben werden soll! Das aber ist noch etwas anderes als *die Wahrheit sagen*. Vielleicht hilft es, umgangssprachlich zu fordern, man solle dem Anderen die Wahrheit hinhalten wie einen warmen Mantel – und sie ihm nicht wie ein nasses Handtuch um die Ohren schlagen. Damit ist angedeutet, dass Wahrgeben etwas mit einer vertrauensvollen und liebevollen Beziehung zu tun hat: Man mutet dem Anderen eine Wahrheit zu, achtet aber auch darauf, wann er den Mut aufbringt, und wie viel davon ist oft nötig, um seinerseits die Wahrheit auch wahrnehmen zu können! Nicht nur „nach bestem Wissen und Gewissen“ ist hier zu verfahren, sondern in Achtsamkeit und Sorgfalt, mit tiefer Sorge für den Anderen, unser Gegenüber. Nicht nur darum geht es, wie viel „Wahrheit“ eine Beziehung ertragen kann, sondern darum, wie das Wahrgeben das eigene wie das andere Herz erreicht – um beide größer zu machen. Wie schwierig und widerständig das gerade auch bei einem selbst sein kann, für den das Gesagte ja ebenfalls gilt, nämlich als Selbstwahrnehmung und Selbstwahrgebung, zeigt der berühmte Ausspruch Nietzsches: *Das habe ich getan, sagt meine Erinnerung. Das kann ich nicht getan haben, sagt mein Stolz – schließlich gibt die Erinnerung nach.*

Die Psychoanalyse ist dann jene Kunst, welche in einer vertrauensvollen Beziehung die Erinnerung als Selbstwahrnehmung stärkt, damit die Gifte, in die sich verdrängte Erinnerungen verwandeln, unschädlich gemacht werden können. Der Stolz mag sich dann an diese gelingende Übung heften – wenn er nicht überhaupt wegen seiner Verwandtschaft mit der Dummheit achtsam beiseitegelegt werden kann.

Am nächsten Morgen unternehmen wir einen langen Spaziergang am Weststrand entlang, der vollkommen menschenleer ist; nur ganz am Anfang hatten sich einige Menschen ins Wasser gewagt. Ein Bummel entlang der Hafenterrasse, vorbei an einigen Fischerbooten und Verkaufsständen führt uns dann noch in den kleinen Kaufmannsladen, wo wir das Nötigste erstehen.

Am Abend setzen wir uns zu einer kleinen Skatrunde zusammen, die wie immer ausgeglichen verläuft.

Ich erinnere mich an die Symbolik, die mit dieser sinnvollen Handlung des Kartenspiels ins Spiel kommt, und die ich vor Jahren schon einmal Ivan Illich vortrug. „Kreuz“ sei Symbol für den Geist, „Pik“ für

die körperliche Gewalt, „Herz“ für die Liebe und „Karo“ für das Geld (im Englischen „diamonds“), sagte ich damals; Ivan aber war nicht sonderlich interessiert – aber dass von den „Großen Arkana“ der Tarotkarten heutzutage nur der „Narr“ (Joker) in unserer Spielkarten übriggeblieben ist, kann man als eine Verarmung unserer Symbolwahrnehmung verstehen. „Entmythisierung“ des Christentums, vom Oldenburger Theologen Bultmann propagiert, mochte einen Sinn haben, gleichwohl deutet sie in dieselbe Richtung: Forcierung der Zeichenwelt, der Genauigkeit, Widerspruchslosigkeit – und damit Verlust der lebendigen Vieldeutigkeit des Symbolischen, das nie ganz auszuloten ist!

Innerlich bereiten wir uns vor dem Schlafengehen auf den nächsten großen Sprung vor, der immerhin etwa 55 Seemeilen oder mehr als 100 km überwinden soll. Vor zwei Jahren schon war uns derselbe Sprung gelungen, damals mit einer „Männercrew“, die sich nicht gerade als harmonisch erwies.

Um 8 Uhr schon heißt es „Leinen los“, dann schleichen wir uns vorsichtig durch das Leinengewirr aus dem Hafen. Der leichte Ostwind lässt uns bei ruhiger See gute Fahrt nach Nordnordost machen – bis gegen Mittag, wo er sich schlafen legt, sodass wir den Motor anwerfen und damit in vier Stunden den Schären Gürtel erreichen. Entlang der vertrauten Inseln segeln wir mit dem neuen leichten Westwind in den Abend, bis wir nach insgesamt 12 Stunden im Fischerhafen auf Donsö festmachen – mit einem Aufatmen meinerseits, denn nun sind die langen Stecken erst einmal überwunden, Frau und Sohn zufrieden. Es liegen noch zwei schöne Tage in den Schären vor uns, bis wir Göteborg anlaufen werden.

Karin kann sich an den Ort nicht erinnern, erst als wir die kleine Badebucht erreichen, in der wir schon vor zwei Jahren schwammen, als wir zu zweit (nach der Männercrew) hier ein paar schöne Tage verlebten, kommt die Erinnerung. Unser Sohn untersucht die Aufhängung des Großbaums noch einmal gründlich und wundert sich über die Werft, die so schlampig arbeitete. Nun dreht sich der Baum in seinem Gelenk leichter, ist insgesamt stabilisiert.

Es wird so heiß, dass wir zum ersten Mal den großen neuen Sonnenschutz aufspannen; kaum ist das gelungen, will der innere Nachbar ablegen, was er auch alsbald tut; mich trifft das unvorbereitet, doch soll über das folgende Verholmanöver der Mantel der Nächstenliebe gebreitet werden. Es handelt sich eben nicht um ein Manöver, d.h. eine sorgfältig geplante und sauber durchgeführte sinnvolle Aktion, sondern um einen „Zustand“, der mir dann auch gut und gründlich von meinem Sohn wahrgegeben wird. Es bleibt auch hier ein Lächeln. Der Tag endet friedlich und ruhig in der herrlichen Abendsonne und der langen Dämmerung der kurzen Nächte. Es bleibt viel Zeit für einen längeren theoretischen Exkurs, der uns zu einem universalen Heilmittel gegen die Versuchung, Gewalt auszuüben, führen wird – wenn wir es denn anwenden mögen und können!

In einer frühen Fassung der neuen Handlungs-Kunst-Lehre, wie Kastner und Gottwald die neue Übung nun zu nennen pflegen, um sie von den traditionellen Handlungstheorien abzugrenzen, war von der Notwendigkeit eines *Wandels* die Rede, und zwar in folgendem Zusammenhang:

Wenn man sagt, das eigentlich Menschliche sei die Wahlmöglichkeit, so behauptet man zugleich seine Freiheit. Nun haben wir schon gesehen, dass eben diese Freiheit heute von vielen Wissenschaftlern und selbst Philosophen bestritten wird. Indessen behält sie für die meisten Menschen eine zentrale Bedeutung, und damit wahren sie zugleich ein kulturelles Erbe, welches das Heraustreten aus dem Mythos hervorbrachte. Und 2000 Jahre später war sie ein zentrales Merkmal des „Christenmenschen“, wie Luther sagte, wenig später dann von neuer Gestalt dank der „Aufklärung“ und einer ihrer politischen Konsequenzen, der Französischen Revolution. Der freie Schritt aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (Kant) ist und bleibt eine unserer Möglichkeiten, und damit behaupten wir unsere Freiheit – zugleich appellieren wir bei anderen Menschen an deren Freiheit, denn das können wir nach Jaspers auch dann als sinnvolle Handlung tun, wenn sie von anderen geleugnet wird. Wir sehen also, dass Freiheit immer noch ein wirkmächtiger Begriff ist – ein Erbe des mentalen Bewusstseins, des herrschenden Bewusstseins unserer Kultur.

Davon ausgehend stellten wir die folgenden Thesen auf:

1. Das eigentlich Menschliche ist die Wahlmöglichkeit.
2. Jede Beziehung schränkt die Wahlmöglichkeit ein; dagegen erhebt sich Widerstand.

Dieser Widerstand regt sich somit am stärksten in jenen Menschen, in denen die neue Struktur des ICH am stärksten ausgeprägt ist. Tantalus und Sisyphus lehnen sich gegen die Götter auf, sie leisten ihnen einen Widerstand, der prompt bestraft wird. Halten wir uns vor Augen, dass diese Geschichte als *Warnung* vor diesem neuen Bewusstsein erzählt wurden, so ist dieser Sinn zugleich zu wahren und zu hinterfragen. Denn mit dem Bewusstsein der Freiheit entstand auch eine neue Qualität des Menschseins – und wir, die späten Erben, werden erzogen, diese Qualität wahrzunehmen und zu realisieren.

Deshalb müssen auch wir stets damit rechnen, dass sich in uns Widerstand dagegen regt, zugunsten von Beziehungen auf unsere Wahlmöglichkeit zu verzichten. Betrachten wir eine weitere „Warnungsgeschichte“, so wird deutlich, wie tiefgreifend und weitreichend die Konsequenzen dieses „Neuen“ waren und sind.

Es ist die Geschichte vom „ersten Geschöpf Gottes“, wie sie in der jüdisch-christlichen Tradition erzählt wird. Eben der oberste und erste der Engel, Luzifer, lehnt sich gegen Gott auf, er will „sein wie Gott“.